

# Geistlicher Dienst in ungeistlicher Zeit

Aspekte seelsorgerlichen Arbeitens heute und morgen<sup>1</sup>

Joachim Wanke, Erfurt

Die Reiseregeln der früheren DDR-Regierung hatte es in den Jahren vor der Wende möglich gemacht, daß manche Pfarrer Verwandte in der alten Bundesrepublik besuchen konnten. Dabei blieb es nicht aus, daß sie auch mit ihren Berufskollegen Kontakt aufnahmen und sich über die seelsorgerliche Situation in den Gemeinden des „freien Westens“ informierten. Meistens kamen unsere Pfarrer sehr ernüchtert wieder in die DDR zurück. Sie waren dann ganz froh, nicht in Frankfurt oder West-Berlin oder auch in Mannheim Pfarrer zu sein. Sie ahnten freilich schon damals, daß sich westliches Lebensgefühl und die säkulare gesellschaftliche Luft auf Dauer auch nicht im Osten aufhalten lassen würden.

Jetzt sitzen wir nach der politischen „Wende“ zusammen in einem seelsorgerlichen Boot! Das ist gut so. Die Künstlichkeit unserer gesellschaftlichen Situation in der alten DDR hatte auf Dauer auch schädlichen Einfluß auch unsere Seelsorgearbeit. Wir leben jetzt in den neuen Bundesländern pastoral ehrlicher. Ich meine damit: Wir können uns vor den Herausforderungen der Moderne nicht hinter dem Argument verstecken: „Unter diesem kommunistischen System können wir ja ohnehin nichts machen!“ Jetzt muß sich in der Freiheit und in der liberalen Luft einer offenen Gesellschaft bewähren, was uns als Katholiken im „staatlich verordneten Atheismus“ wichtig geworden war.

Nun wird mit einem gewissen Recht gesagt: Die Diaspora-Erfahrungen des Ostens werden mehr und mehr Erfahrungen der Kirche in den alten Bundesländern, auch in den noch volkskirchlich-katholisch geprägten Gegenden, vornehmlich im städtischen Umfeld. Im derzeitigen beschleunigten, tiefgreifenden Umbruch in kulturelles und gesellschaftliches Neuland hinein wird die Minderheitensituation der Christen und der christlichen Kirchen immer offenkundiger. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir uns darin mittelfristig einzurichten haben. Die Frage ist nur: Wie? Als resignativer Rückzug in ein kirchliches Ghetto? Oder als Herausforderung für eine Glaubensgestalt und die Form eines Kirche-Seins, die inmitten allen Wandels auch als Kirche in der „Glaubensdiaspora“ Zukunft eröffnet! Die Antwort auf diese Fragen

---

<sup>1</sup> Überarbeiteter Vortrag zum Tag der pastoralen Dienste in der Erzdiözese Freiburg i. Br. im Frühjahr 1997.

wird die Gestalt unseres priesterlich-seelsorgerlichen Arbeitens gewiß beeinflussen.

Von Zeit zu Zeit werden in manchen deutschen Diözesen Pastoralpläne aufgestellt. Man geht von geringer werdenden Zahlen an Priesterberufen und auch an Laienmitarbeitern in der Pastoral aus. Das Stichwort „kooperative Pastoral“ macht die Runde. So notwendig solche Überlegungen auch sind: Mir scheint dabei zu wenig bedacht zu werden, was eigentlich das Ziel unseres seelsorgerlichen Arbeitens ist. *Wie* etwas zu tun ist, bestimmt sich ja vornehmlich von dem her, *was* zu tun ist. Darum ist eine immer neue Verständigung über unser Christsein und die Art und Weise unseres Kirche-Seins nötig, ehe über unser geistliches Profil als Seelsorger heute und morgen gesprochen wird. Darum zunächst einige Überlegungen zur Gestalt des Christ-Seins.

## I. Christ-Sein in ungeistlicher Zeit:

### Nachfolge Christi zwischen Anknüpfung und Widerspruch

Manchmal meint man, Diasporachristen seien besonders gefestigt und „abgehärtet“ im Guten. Solches Lob tut zwar gut, aber es entspricht nicht der Realität, zumindest nicht als generelles Urteil. Wir Katholiken im Osten etwa waren und sind keine Glaubenshelden. Wir sind ebenso stark und schwach wie Christen überall auf der Welt. Aber wir haben einige Erfahrungen in unserem Christ-Sein gemacht, die auch für Christen andernorts bedeutsam sein könnten.

### *1. Christ-Sein als Leben aus dem „Vorgriff“ auf Gottes Reich*

Gemeint ist eine Lebensform, die sich auf Gottes neue Welt und neuen Himmel ausrichtet, sich also eschatologisch orientiert. Christ-Sein in der Diaspora läßt die prinzipielle „Fremdheit“ des Christlichen in dieser Welt schärfer erkennen und selbstverständlicher durchtragen. Ich verdeutliche diese Erfahrung gerne an einem Erlebnis: Bei einem Urlaub in der slowakischen Tatra – mitten im Hochsommer – sah ich einmal in der Parkanlage eines Kurortes auf den asphaltierten Wegen junge Athleten auf Rollskiern trainieren. Ein merkwürdiger Anblick! Alle Passanten wunderten sich. Sie ahnten, daß hier vermutlich höchst effizient für olympische Medaillen geübt wurde, die erst im Winter auf schneebedeckten Pisten gewonnen werden sollten. Doch war der Anblick der mitten im Hochsommer trainierenden Wintersportler höchst seltsam, sogar ein wenig zum Lächeln!

Das ist für mich ein Gleichnis für die eschatologische Existenz des Christenmenschen inmitten dieser Weltzeit. Wer diese Fremdheit des Christlichen

in seiner Lebensumwelt noch nie erfahren hat, der ist vermutlich noch nicht zum Kern der Nachfolge Christi durchgedrungen, zumindest hat er noch wenig erkannt, daß alle kirchlichen und gesellschaftlichen „Stützen“ des Christ-Seins nur einen Rahmen bilden für die freie Glaubensentscheidung des einzelnen, die in der Tiefe und auch in der Einsamkeit des eigenen Herzens zu fällen ist. Der Autor von 1 Petr sagt es so: „Liebe Brüder, laßt euch durch die Feuersglut, die zu eurer Prüfung über euch gekommen ist, nicht verwirren, als ob euch etwas Ungewöhnliches zustoße“ (4,12). Damals waren vermutlich Alltagsschikanen der heidnischen Umwelt gegen die Christen gemeint, vielleicht auch handfestere Verfolgungen. Heute ist es vielleicht die Fremdheit einer christlich motivierten politischen Verweigerungshaltung oder eines befremdlichen Konsumverzichts oder die Bejahung eines weiteren Kindes, womöglich eines behinderten, was Verwunderung oder gar Spott hervorruft.

Mit dieser grundsätzlichen Erfahrung der Befremdlichkeit des Christlichen hing eine andere Erfahrung zusammen: Katholische Christen in der alten DDR haben damals konkret gemerkt, daß der christliche Glaube und die Bindung an die Kirche helfen können, sich nicht nur eine „saubere Biographie“ und den „aufrechten Gang“ zu erhalten, sondern auch den größeren Wirklichkeitshorizont. Ein wacher Christ wurde davor bewahrt, den Engführungen der marxistischen Ideologie, des sogenannten DIAMAT, aufzusitzen. Glaube und Bindung an Gottes Wort haben das Leben und die Welt in ein anderes Licht getaucht. Aus dem Christsein erwuchs Ermutigung, die Zeitrends zu kritisieren, dem allgemeinen Anpassungsdruck zu widerstehen, eigene Entschiedenheit zu wagen (etwa in der lästigen Jugendweihefrage, bei Druck zum Wehrdienst mit der Waffe oder zum Eintritt in die SED), kurz: dem eigenen Leben christliches „Profil“ zu geben. Das erwuchs nicht immer aus hehren christlichen Motiven allein, aber immer doch auch aus dem Wissen, daß Gottes Anspruch und Zuspruch wichtiger ist als das, was die Gesellschaft von mir will. „Leben aus dem Vorgriff“ auf Gottes kommende Welt!

Das wird heute von einem Christen besonders verlangt. Die Welt der Medien suggeriert Teilwirklichkeiten als das Ganze von Wirklichkeit. Die aggressive Werbung blendet wichtige Aspekte des Menschseins einfach aus. Information verkommt mehr und mehr zur Unterhaltung, zum „infotainment“. Die christliche Verkündigung hingegen und eine Lebenspraxis, die an Jesus Christus Maß nimmt, rechnen mit der „ganzen“ Wahrheit über die Welt und den Menschen. Und dazu gehören Leben *und* Sterben, Freude *und* Leid, Geglücktes *und* Mißlungenes, das Gute, Schöne und Heilige, aber auch das Unsinnige und Absurde, die Schuld und die Sünde. Der Glaube weiß um das Ganze der Wirklichkeit. Der Unglaube, die „Ideologie“ (auch die eines bloß materiell orientierten Denkens in einer „Erlebnis-Gesellschaft“) sieht nur Teilaspekte der

Wirklichkeit, diese oftmals noch verzerrt, anderes wird ganz „ausgeblendet“.

Seelsorge in der künftigen „weltanschaulichen Diaspora“ des kommenden Jahrhunderts wird fragen, ob sie hilft, den Menschen in die ganze Wirklichkeit „einzuweisen“, wie sie uns das Evangelium erschließt. Kommt diese Wirklichkeit im Alltag unseres Christ-Seins und Gemeindelebens zu Wort? Wird sie dort angesprochen, zugelassen, „beweint“, aber eben auch als Feld der Bewährung erschlossen? Diese Fragen werden, so meine ich, gerade durch die „Befremdlichkeit“ einer Lebensweise provoziert, die sich in einer noch christlich eingefärbten Umwelt weniger stellen. Auf eine solche, in dieser Weltzeit „befremdliche“ Glaubensexistenz hin hat sich unsere Seelsorge zu orientieren. Ob nicht manches, was wir derzeit in der Kirche für wichtig halten, vielleicht doch nicht so wichtig ist?

## 2. Christ-Sein als „Ausgesetzt-Sein“

Damit meine ich die merkwürdige Erfahrung eines Diasporachristen, Christ zu sein und zu bleiben, ohne eine sichtbare und meßbare missionarische Außenwirkung entfalten zu können. In der DDR-Zeit war es so, daß der konkrete Christ, aber auch sonstige kirchliche Lebensäußerungen säuberlich isoliert, gleichsam „septisch“ behandelt wurden. Man kam sich vor wie in einem „Kokon“ eingesponnen, wobei man merkte: Kirche und Glaube sollten möglichst wenig Einfluß nehmen können auf die Gesellschaft. Jetzt ist das gottlob anders, aber irgendwie spüre ich auch in der liberalen Luft einer offenen Gesellschaft (mit Grundrechten für Kirche und Gläubige), daß das Etikett „katholisch“ isoliert. Es ist eine Verdachtsmentalität da, die unausgesprochen oder ausgesprochen dem christlichen Zeugnis unterstellt, es wolle den Menschen manipulieren oder gar Pressure ausüben.

Die vor uns liegenden Jahre werden uns – zumindest in unserem Umfeld in Deutschland – vermehrt solche Erfahrungen der „Vergeblichkeit“ bescheren. Es ist, wieder in ein Bild gefaßt, die Erfahrung des Saatkorns, das in den Acker gesät wird, um dort erst einmal lange zu liegen, ja selbst sterben zu müssen, ohne zu erfahren, daß aus solchem „Ausgesät-Sein“, solchem „Ausgesetzt-Sein“ ungeahnt Neues erwachsen wird.

Damals gehörte im Osten weithin zur Lebenserfahrung eines wachen Christen: Das Aushalten von Ohnmacht, das Durchtragen menschlich aussichtsloser Situationen und Verhältnisse. Gute Freunde, die am Ende ihres Berufslebens die politische Wende erlebt haben, fragen mich jetzt manchmal: „Du hast uns, lieber Bischof, damals zum Bleiben in der DDR aufgefordert. War das richtig? Jetzt sind wir beruflich und wirtschaftlich abgehängt. Andre übernehmen die Führung und haben das Sagen. Unser Nonkonformismus von früher ist nicht gefragt!“ Was soll ich da antworten? In gewisser Weise

haben die Fragenden ja recht. Aber darf der Sauerteig fragen, warum er sich auflösen muß, um den Brotteig locker und das Brot schmackhaft zu machen?

Das meine ich mit einer Spiritualität der Diaspora, die ich hier und da inmitten unserer kleinen Gemeinden oft bei ganz einfachen Menschen erkenne. Daran ist zukunftsweisend, daß Christen wissen und durchtragen müssen, daß sie gebraucht, ja verbraucht werden – aber eben nicht als seelenlose Teilchen im gesellschaftlichen System, sondern als Jünger ihres gekreuzigten Herrn in freier Selbsthingabe im Dienst für ihre Menschenbrüder.

Der 1. Petrusbrief sagt es so: „Wenn ihr aber recht handelt und trotzdem Leiden erduldet, das ist eine Gnade in den Augen Gottes. Dazu seid ihr berufen worden; denn auch Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben, damit ihr seinen Spuren folgt“ (2,20 f.) Paulus kann von seinem Leben als „Trankopfer“ sprechen, das zusammen mit dem Opfer und dem Gottesdienst seiner Gemeinden ausgegossen wird – und so Freude bewirkt (vgl. Phil 2,17). Eben diese Freude meine ich, die in der Erfahrung unserer jüngsten kirchlichen Vergangenheit ein Charakteristikum unserer Diasporamentalität war und auch der Spiritualität vieler Seelsorger, die wahrlich oftmals nur säen und wenig ernten konnten. Aber ist das eigentlich in Bayern oder im Rheinland anders?

Die Glaubensdiaspora der Zukunft wird eine Chance sein, dieses Grundgesetz christlicher Existenz neu in seiner Wahrheit zu erfassen; Gottes Leben erschließt sich in der Hingabe, nicht im Festhalten. Ostern hat als notwendige Vorstufe die Ölbergstunde mit ihrem Ja zum Willen Gottes, der dunkel bleibt. Die Freiheit, von der unser Glaube redet und in die er einweist, erwächst aus einer Bindung, einem Gehorsam, der jenseits aller Erwartungen von Selbstverwirklichung und menschlich geglücktem Leben liegt. Christ-Sein und Nachfolge Christi haben keinen weltimmanenten „Zweck“. Sie bleiben letztendlich „nutzlos“, so hart das klingen mag. Sie haben sicherlich indirekte Wirkungen, auch gesellschaftlicher Art – aber das ist nicht meßbar, nicht quantifizierbar und vor allem nicht in einer Menschengeneration in seiner möglichen Fruchtbarkeit erfahrbare. Darum sind alle Zukunftsentwürfe für christliches und auch kirchliches Leben ohne diese Spiritualität des sich „Aussetzen-Lassens“ fruchtlos. Vor uns liegt eine Periode der Kirchengeschichte, in der Ida Friederike Görres' Wort gelten wird: „Im Winter wächst das Brot“.

### *3. Christ-Sein als Leben aus der „Proexistenz“ Christi*

Ich gebrauche diesen an sich nichtbiblischen Begriff, der meines Wissens von meinem Lehrer Heinz Schürmann in diesem Zusammenhang geprägt wurde, um diese Dimension christlichen Glaubensvollzugs als besondere Diasporagewißheit zu beleuchten: Glaube und Nachfolge Christi leben vom

Empfangen und vom Geben. Christi Lebenshingabe wird zur Maßgestalt der eigenen Lebensform.

In dem Wort Proexistenz schwingt die zentrale Botschaft des Neuen Testaments mit, die vom „für euch“, von dem „um euretwillen“ Christi her auf die Gestalt christlicher Existenz schaut. Stellvertretung ist ein Schlüsselwort christlicher Soteriologie, aber eben auch christlicher Lebensgestaltung. Lapidar sagt es der 1. Petrusbrief von Christus: „Euretwegen ist er am Ende der Zeiten erschienen.“ In der Rettung der Christen liegt der Sinn der ganzen Geschichte: eine ungeheure Behauptung! Und der Verfasser fährt fort: „Durch ihn seid ihr zum Glauben an Gott gekommen, der ihn von den Toten auferweckt und ihm die Herrlichkeit gegeben hat, so daß (!) ihr an Gott glauben und auf ihn hoffen könnt“ (1,20 f.) Hier wird gleichsam eine Heilsursächlichkeit festgestellt, die sich in der Geschichte aller Generationen fortsetzen soll. Eben darum muß die Kirche sich als „Werkzeug der Erlösung“ (Lumen gentium 9,2) in der Hand des fortlebenden Christus verstehen und jeder einzelne Christ als „Verwalter der vielfältigen Gnade“, mit der wir „einander (!) dienen“ sollen (1 Petr 4,10). (Der Verfasser sagt hier übrigens nicht: Die Gemeinde solle sich um den einzelnen kümmern, sondern: Jeder einzelne soll sich um die Gemeinde kümmern. Das ist ein beachtlicher Unterschied!)

Sowohl die Aussagen der Heiligen Schrift wie vor allem auch eigene Lebenserfahrungen als Christ in der Diaspora bezeugen mir: Christlicher Glaube ist zutiefst gemeinsamer, geteilter, mit-geteilter Glaube. Er entzündet sich am Glauben anderer, wird genährt und gestärkt durch Mitchristen, die mit mir auf dem Weg sind (oder vor mir als Zeugen Christi auf dem Weg waren). Letztlich entzündet sich unser Glaube am Glauben Christi, dessen Einladung zur Hingabe an den Vater wir trauen. Ich wage zu sagen: Wir glauben einander den Glauben. Glaube und Nachfolge Christi haben zutiefst ekklesiale Struktur. Und die Wahrheit dieses Glaubens beweist sich in der Bewährung der Bruderliebe. „Der Wahrheit gehorsam, habt ihr euer Herz rein gemacht für eine aufrichtige Bruderliebe; darum hört nicht auf, einander von Herzen zu lieben“ sagt 1 Petr (1,23). Das Urchristentum teilt den Glauben nur so mit, daß sofort die Konsequenzen dieses Glaubens im Leben aufgezeigt werden – aber umgekehrt auch die innere „Evidenz“ dieses Glaubens aufleuchtet. Die Bruderliebe gab in der Verfolgungssituation Stehvermögen und Durchhaltekraft. Und daß diese Mahnung zur Bruderliebe im Neuen Testament zumeist mit der Warnung vor Heuchelei und Falschheit verknüpft wird (vgl. 1 Petr 2,1), mag uns Heutige trösten!

Diese „ekklesiale“ Eigenart unseres christlichen Glaubens antwortet auf tiefsitzende Sehnsüchte des heutigen Menschen. Am Welthorizont geht derzeit die Vision einer medial „vernetzten“ Menschheit auf, Dienstleistungen können heute vom einzelnen vom Bildschirm abgerufen werden, ohne mit je-

mandem in persönlichen Kontakt treten zu müssen. Es wird, so meine ich, in Zukunft einen hohen Bedarf an personalisierten Beziehungen geben. Der Mensch lebt von mehr als von Dienstleistungen, von Service, so perfekt er auch sein mag. Er lebt von der Erfahrung des „Angenommen-Seins“, von Zuwendung und Geborgenheit, von Menschlichkeit und Erbarmen. Die Botschaft des Evangeliums wird bald wieder ihre Stunde haben – aber eben nicht allein im Wort der Verkünder, sondern noch mehr in der Lebenspraxis derer, die von Christi Proexistenz her ihr eigenes Leben und Miteinander gestalten. Was bedeuten diese Überlegungen nun im Blick auf die mögliche Zukunftsgestalt von Kirche sowohl in den neuen als auch in den alten Bundesländern?

## II. Kirche-Sein in ungeistlicher Zeit:

### Zukunftsträchtige Lebensform von Kirche in der Glaubensdiaspora<sup>2</sup>

Es gehört schon zu den Pflichtübungen solcher Überlegungen, von vornherein den Verdacht abzuwehren, der Redner wisse genau, wie die Zukunftsgestalt von Kirche aussehen werde. Wir stochern miteinander wahrlich im Nebel, zumal wir nicht wissen, welche gesellschaftlichen Kontexte und Mentalitäten uns in wenigen Jahrzehnten erwarten werden. Hätte jemand vor 30 oder 40 Jahren geahnt, welche Welle von Irrationalität und Aberglaube neu über uns hinwegschwappt? Wir können einfach nicht sagen, wie sich kirchliches Leben morgen und übermorgen gestalten wird. Zu viele Faktoren sind unbekannt, auch das, was einzelne Menschen als Zeugen Christi, als „Heilige von morgen“ bewegen werden.

Dennoch: Kirche muß auch dann handeln und ihrem Leben Gestalt geben, wenn sie nur ins Dunkel hineintasten kann.

In Anlehnung an die drei Abschnitte im 1. Teil des Beitrages nenne ich – diesen korrespondierend – drei Stichworte:

#### 1. Kirche der Einfachheit

Nichtchristlichen Menschen wird Kirche nicht mehr das Vorgegebene, Selbstverständliche sein. Auch für Christen wird Kirche stärker den Charakter des „Vorläufigen“ haben, als eine Gemeinschaft, die auf einem Weg zu Gottes neuer Welt gemeinsam unterwegs ist. Deshalb werden Christen, die mitten in dieser Welt auf Gottes kommendes Reich schauen, eine Kirche der

---

<sup>2</sup> Der zweite Teil des Vortrags ist auch erschienen in: „*Quo vadis Kirche?*“ Die Zukunft der Kirche im Osten Deutschlands an der Schwelle zum dritten Jahrtausend. Leipzig 1997. Für die Genehmigung des Abdrucks danken wir dem Benno-Verlag.

Einfachheit lieben. Einfachheit meint: Die geistige und geistliche Lebendigkeit der Ortskirchen wird wichtiger sein als institutionale Präsenz. Das meint nicht billige Institutionenkritik. Jedes durchtragende Gebilde, das über den Tag hinaus bestehen bleiben soll, braucht Institution, so wie der Mensch ein Skelett braucht. Nur: wenn man bloß „Skelett“ sieht, fängt man an, sich zu fürchten! Das Institutionelle in der Kirche muß deutlich seinen dienenden, stützenden Charakter behalten.

Es gab Zeiten der Kirche ohne die großen Sozialorden, und dennoch lebte in dieser Kirche der Gedanke der Nächstenliebe. Die Konkretionen können wechseln, die Flamme, die vorausleuchtende Idee muß überzeugen! In der Nazizeit war die Kirche ganz aus den Schulen, aus der Verbandsarbeit, aus der Öffentlichkeit verbannt. Und doch gab es die selbstverständliche Treue der Gläubigen zu Christus und seiner Kirche, die sich auf andere, manchmal ungewohnte Weise Ausdruck verschaffte (etwa in der Heilig-Rock-Wallfahrt 1933, unmittelbar nach der Machtergreifung Hitlers).

Wir wissen nicht immer genau, was für kirchliches Leben wirklich wichtig und was nur „Ballast“ ist. Die Entscheidung ist im konkreten Fall oft schwierig. Es ist auch nicht richtig, eine seelsorgerliche Aktivität gegen eine andere auszuspielen: Kindergärten gegen Akademiearbeit, Kirchenbauten gegen Sozialeinrichtungen. Für mich wäre die Faustregel: Unsere Einrichtungen, unsere Aktivitäten müssen als christlich profilierte erkennbar sein – das wäre ein Gradmesser, mit dessen Hilfe man gegebenenfalls kritisch prüfen kann, was und wo gestrichen wird; oder: was und wo Neues gewagt wird.

Das Stichwort „Kirche der Einfachheit“ müßte in noch manch anderer Hinsicht bedacht werden. Ich deute nur einen weiteren mir wichtigen Gedanken an: Unser Glaube muß so ausgesprochen werden, daß einfache Menschen ihn verstehen. Er muß also einfach aussagbar sein. Jesus hat den Glauben der Kleinen seliggepriesen. Das besagt nichts gegen das Bemühen der Theologie, die Offenbarung Gottes in Jesus Christus im Denkhorizont unserer Zeit kritisch zu reflektieren. Einfachheit meint nicht Primitivität. Aber Theologie und Verkündigung müssen einfach in dem Sinn werden und bleiben, daß die Mitte des Evangeliums verstehbar wird, und zwar auch dem nicht akademisch gebildeten Zeitgenossen. Wir brauchen – besonders beim Erstkontakt mit Nicht-Glaubenden – eine neue kirchliche Sprachkompetenz, die sich nicht nur auf das Wort bezieht, sondern auch auf Zeichen, auf die Kunst, auf sakramentales und außersakramentales Handeln, auf öffentliches Agieren in den Medien usw. Die Gläubigen in der Mitte unserer Gemeinden müssen fähig werden, über ihr Christ-Sein zu sprechen, und zwar nicht in einer angelernten, formelhaften Sprache, sondern in ihrer eigenen, persönlichen. Glaube darf nicht als kompliziertes Lehrgerüst erscheinen, sondern muß „Wort zum Leben“ sein, einfach und nahrhaft wie das tägliche Brot. Es



gibt unter uns Christen, die dieses Brot reichen können. Auf sie sollten die Seelsorger sehr achten.

## 2. Kirche der Innerlichkeit

Das Wort Karl Rahners vom Christen der Zukunft als Mystiker<sup>3</sup> wird heutzutage gerne bemüht. Sicherlich werden nicht alle Christen Mystiker werden, aber in die Richtung dieses Wortes muß ohne Zweifel gedacht werden, wenn es um die Gestaltung unseres kirchlichen Lebens morgen geht.

Innerlichkeit klingt zunächst sehr quietistisch, als ob es für die Kirche nichts anzupacken, nichts zu verändern, nichts solidarisch für andere zu tun gäbe. Darin steckt in der Tat eine mögliche Gefahr, wenn man die Parole vom „Weg nach innen“ ausgibt. Dennoch bleibt uns kein anderer Weg. Kirche wird von innen her gebaut. Nur vom Grundwasser her speist sich ein Baum, ein grünendes und blühendes Feld. Wenn wir in die Höhe und Breite wollen, müssen wir gleichzeitig in die Tiefe. Und das hieße: Die Kirche wird Formen und Wege suchen müssen, um in ihren Lebensäußerungen etwas vom Glanz Christi aufleuchten zu lassen. Dann wird auch der Glanz wahrer Menschlichkeit in ihnen zum Leuchten kommen.

Wonach sich Menschen heute sehnen, ist

- Ganz-Sein, aus einem Entwurf heraus sich verstehen und leben zu können (statt in Rollen gedrängt zu werden, in eine „Bastel-Biographie“);
- Zukunft haben zu dürfen und sich zusprechen zu lassen (statt abgeschrieben zu sein);
- Visionen zuzulassen (statt bloßem pragmatischen, „ökonomischen“ Denken);
- Beziehungen Vorrang zu geben (statt im Haben und Besitzen sich voneinander abzugrenzen);
- aktiv, kreativ und partizipatorisch leben zu können (statt „verwaltet“ zu werden);
- ein überragendes Geheimnis (Gott) anbeten zu können (statt „Idole“, „Götzen“, die notwendig enttäuschen und den Frust vorprogrammieren).

Bieten sich „Räume“, Aktivitäten in unseren Gemeinden und Gruppen an,

<sup>3</sup> Das Wort stand ursprünglich in *GuL* 39 (1966) 335. Es lautet: „der Fromme von morgen wird ein ‚Mystiker‘ sein, einer der etwas ‚erfahren‘ hat, oder er wird nicht mehr sein, weil die Frömmigkeit von morgen nicht mehr durch die im voraus zu einer personalen Erfahrung und Entscheidung einstimmige, selbstverständliche öffentliche Überzeugung und religiöse Sitte aller mitgetragen wird.“ Vgl. auch A. Batlogg, *Der Christ von morgen – ein Mystiker?*, in: *GuL* 62 (1989) 41–44.

in denen solchen Erwartungen nachgegangen wird? Die Kirche von morgen wird vermutlich den Verlierern des zivilisatorischen Fortschritts näher stehen als deren Gewinnern!

„Wege nach innen“: das meint auch all jene Bemühungen, heute eine vom Glauben geprägte Lebens- und Alltagskultur zu schaffen. Innerlich werden kann uns nur, was leibhaftig-konkreten Ausdruck im Alltag unseres Lebens findet. Unsere christlich-katholische Identität darf sich nicht allein im Kopf festmachen. Sie braucht konkrete, wiederholbare, identitätsstiftende Regeln, Handlungsweisen, Verhaltensmuster, Feierformen, auch Sprachspiele und Umgangsformen bis ins Alltägliche hinein. Die Nachfolge Christi erfordert die Ausprägung eines christlichen „Lebensstils“, der einen Christen auch außerhalb des Gotteshauses als solchen erkennbar macht. Junge Menschen werden oft mehr von der Atmosphäre mancher Häuser und Gemeinschaften angezogen als von dem, was konkret dort gemacht wird. Über solche „Übersetzungsversuche“ des Evangeliums in unser Leben hinein müßten wir noch mehr nachdenken. Christen der Diaspora zeichnet oft ein „demütiges Selbstbewußtsein“ aus, also eine Haltung, die des eigenen „Anderssein“ als des besseren Lebenskonzepts gewiß ist, etwa auch bei sittlichen Grundentscheidungen. 1 Petr ist von einem solchen „demütigen Selbstbewußtsein“ erfüllt, wenn der Verfasser schreibt: „Denn es ist der Wille Gottes, daß ihr durch eure guten Taten die Unwissenheit unverständiger Menschen zum Schweigen bringt. Handelt als Freie, aber nicht als solche, die die Freiheit als Deckmantel für das Böse nehmen, sondern wie Knechte Gottes“ (2,15 f.) Und in 1 Petr 3,15 f. kommt die selbstbewußte Überzeugung zum Ausdruck, daß jeder Christ „Rede und Antwort“ zu stehen vermag – jedem, „der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“. Die Kirche von morgen wird Christen haben, die zu solchem Lebens- und Wortzeugnis fähig sind. Darum wird sie eine spirituelle Kirche sein müssen, die auf den „Marktplätzen“ dieser Welt als Geheimtip gehandelt wird.

### *3. Kirche personaler Weggemeinschaften*

Mit diesem Stichwort spreche ich eine Erfahrung an, die uns das Leben in der Diaspora geschenkt hat: Christ kann man nie allein sein. Christ-Sein bedeutet Weggemeinschaft, und zwar über die meist doch distanzierte Nähe einer bloßen Sonntagsgemeinde hinaus.

Es wird eine der wichtigsten Aufgaben unserer Seelsorge sein, solche personale Weggemeinschaften, „Vernetzungen“ von Christen zu schaffen, die ein Lernfeld der Nachfolge Christi sein können. Die gesellschaftliche Kultur hier bei uns im nachchristlichen Europa bietet solche Zellen nicht mehr als selbstverständliche Glaubensorte an, etwa die Familie, die Schule, die Bür-

gergemeinde, die öffentliche Meinung. Es gibt keine selbstverständliche christliche Atmosphäre mehr. Darum müssen wir nach anderen Formen der gegenseitigen Stützung im Glauben Ausschau halten.

Sicher wird eine bleibende Organisationsform kirchlichen Lebens die Pfarrei bleiben. Aber man wird kaum das Ganze des jetzigen Pfarrsystems aufrechterhalten können. In dieser Form ist es ja auch relativ jungen Datums. Wir werden offen sein müssen für das, was man heute „geistliche Bewegungen“ nennt, also Gruppierungen, die durch ein bestimmtes Charisma, eine Gründerpersönlichkeit, einen spezifischen geistlichen Weg zusammengehalten werden. Dabei ist freilich wichtig: Beide müssen füreinander offen sein. Die „Bewegungen“ brauchen die Verbindung mit der Pfarrei, um nicht sektiererisch zu werden, die Pfarrei braucht diese „Bewegungen“, um nicht zu erstarren. Es ist nicht gut, wenn Mut zu entschiedenem Christentum sofort in unserer Mitte als „Fundamentalismus“ oder gar Fanatismus abqualifiziert wird.

Hoffnungsvoll scheint mir auch zu sein, wenn sich christliches Leben an mönchische Gemeinschaften anlagert. Ich erhoffe mir von solchen kleinen Ordenszellen, wie sie z.B. in Thüringen entstehen, so etwas wie einen Kristallisationseffekt. Es werden so für einzelne Menschen, meist suchende Menschen, auch nach mehr als das „Übliche“ verlangenden Christen Angebote geschaffen, die meist in Pfarreien nicht leistbar sind.

Hinweisen möchte ich auf die Aufgabe, ernsthaft den Weg des Katechumenats in unseren Ortskirchen zu ermöglichen. Hier stehen wir noch ganz am Anfang. Unsere Gemeindegrenzen müssen sich für jene öffnen, die Kontakt suchen, denen aber oftmals die Schwellen zum kirchlich-verfaßten Leben noch zu hoch sind. Hier werden wir vermutlich auch vom Prinzip der „flächendeckenden“ Seelsorge abgehen müssen. Wir werden punktuell arbeiten müssen – wie Jesus in Jericho: Er ließ die Menge zurück und ging zu Zachäus. Dort war er „ganz“ anwesend, als ob es keinen anderen als ihn gäbe, der auf ihn wartete. Schon heute merken wir in der Seelsorge: An wenigen Stellen ganz und gesammelt dasein ist besser, als an vielen Stellen gehetzt und seelenlos. Kluge Pastoral setzt Zeichen und vertraut darauf, daß Gott in den Herzen der Menschen am Werk ist. Wir brauchen geistlichen (!) Mut zur Gelassenheit in der Seelsorge. Und wir dürfen hoffen, daß alle, nicht nur die Amtsträger „als gute Verwalter der vielfältigen Gnade Gottes“ einander dienen, „jeder mit der Gabe, die er empfangen hat“ (1 Petr 4,10).

Was bedeutet dies alles nun für diejenigen, die sich als Seelsorger verstehen?

### III. Seelsorger-Sein in ungeistlicher Zeit: Den Geistlichen geistlich dienen

Das Wortspiel in der Überschrift macht uns sofort auf die Besonderheit seelsorgerlichen Dienstes aufmerksam, seien wir nun Priester, Diakone oder Laienchristen: Unser geistlicher Dienst gilt geistbegabten Mitchristen, denen wir prinzipiell nichts voraushaben. Das bedeutet: Wir sind weder Funktionäre, die ein System aufrechterhalten müssen, noch „Macher“, ohne die Gott hilflos wäre, noch Bildungsinstrukteure, die immer genau wissen, was zu tun ist. Unser aller Seelsorger, Lehrer und Hirt ist Gott selbst, der durch seinen Geist in den Herzen der Glaubenden wirkt. Wir sind gehalten, durch unsere Sendung dem von Gott gewirkten Glauben unserer Mitchristen zu dienen, so wie wir selbst auf den Dienst, auch den amtlichen Dienst der vom Herrn eingesetzten Hirten und Lehrer angewiesen sind. Dem Glauben dienen ist aber etwas anderes als den Glauben „machen“!

Zum anderen gilt: Nicht nur der Dienst der Priester unter uns ist geistlicher Dienst, sondern jede amtliche Sendung zum Gemeindedienst, wie sie sich in der *missio* durch den Bischof ausweist, ist geistlicher Dienst. Auch die Gemeindereferentin kann ebenso wie ein geweihter Seelsorger nur an dem anknüpfen, was Gottes Geist in den Herzen der Menschen wirkt. Das vergessen wir leider zu schnell. Aber eben das unterscheidet Seelsorge von sonstigen Dienstleistungen für Menschen. Paulus kann die Thessalonicher auffordern: „Erkennt die unter euch an, die sich abmühen (*kopiontes*), die euch im Namen des Herrn vorstehen (*prohistamenoi*) und euch ermahnen (*nouthetentes*). Achtet sie hoch und liebt sie wegen ihres Wirkens!“ (1 Thess 5,12). Interessant ist, mit welchen Begriffen Seelsorge hier umschrieben wird. Es gibt noch keine Amtsbezeichnung, aber der Sache nach ist alles da, was die künftigen Ämter ausmacht. Und der Gemeinde wird gesagt: Nehmt ihren Dienst an! Meine Autorität als Bischof lebt davon, daß ich angenommen bin. Nicht meine Weisheit oder Eloquenz macht mein bischöfliches Wort wichtig und wirksam, sondern weil Mitchristen in meinem amtlichen Reden, Ermahnen und Tun Christus, dem Herrn, gehorsam sein wollen. Weil ich das weiß, bin ich mit meinem Reden zum einen sehr vorsichtig, zum anderen aber auch sehr zuversichtlich. Denn ich weiß: Was an meinem Dienst wirklich effektiv und für das Heil der Menschen belangvoll ist, das bewirkt der Geist Gottes.

Damit haben wir die rechte Perspektive gewonnen, von der her wir nun auf die Gestalt unseres Seelsorgedienstes schauen können. Ich halte mich dabei wieder an die drei Aussagelinien der beiden ersten Kapitel.

## 1. Authentischer Dienst

„Authentisch“ nenne ich die innere Übereinstimmung von eigenem Glauben und seelsorglichem Agieren. Was kann uns als „Mitarbeiter Gottes“ (1 Kor 3,9), als „Gesandte an Christi statt“ (2 Kor 5,20) von Pastoraltechnikern unterscheiden, wenn nicht die Hinordnung unserer ganzen Existenz auf den Herrn? In unserem alten System im Osten kannten wir „Funktionäre“ – Menschen, die weithin „funktionierten“, ohne in ihr Tun ihre Seele zu investieren. Der Erfolg war entsprechend. Seelsorge lebt von Menschen, denen die Leidenschaft für Gott, für sein Reich über alles geht. Wir müssen uns als Seelsorger unsere eigene existentielle Verankerung in der Christussphäre, im Machtbereich des Herrn bewahren. Wenn wir nicht dem Herrn gehören, gehören wir nicht uns selbst (wie viele irrtümlich meinen), sondern wir gehören anderen Herren, fremden Mächten und Gewalten. Paulus bringt seine Existenz auf die Formel: „Ich in Christus und Er in mir“ (vgl. Gal 2,20).

Wie diese geistliche Authentizität zu erlangen und zu bewahren ist, wird nicht einfachhin mit einigen Ratschlägen zu vermitteln sein. Wir sind alle sehr verschiedene Charaktere, zudem leben wir oft unter recht unterschiedlichen äußeren Bedingungen. Aber auch im geistlichen Lebenshaushalt gilt, daß man sich nicht in die eigene Tasche lügen soll: Ohne ein Mindestmaß an zeitlichem Einsatz, an Regelmäßigkeit des Vollzugs und kluger Absicherung des Umfelds für unsere geistliche Tagesordnung wird das nicht gelingen. Der eine wird mehr auf tägliche Vollzüge setzen, der andere auf „Wüstentage“, die den Arbeitsalltag durchbrechen. Der eine ist stärker auf das geistliche Tun „im stillen Kämmerlein“ hin orientiert, dem anderen ist erfahrungsgemäß mehr geholfen in einer Gruppe oder einer geistlichen Gemeinschaft. Jeder hat da seine Erfahrungen. Wichtig ist nur, daß etwas geschieht, damit der Brunnen, aus dem wir andauernd schöpfen und austeilen sollen, in uns selbst nicht vertrocknet. Wir müssen Sauerteig bleiben, ohne selbst sauer zu werden. Und dazu braucht es kontinuierliches geistliches Leben, auch und gerade in Anspannung und bei Belastung, ohne daß wir mit der Zeit nur noch „funktionieren“, aber nichts mehr bezeugen können.

Solches Reden sollte nicht als bloße Paränese verstanden werden. Das Wort des Herrn „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ enthält auch eine Verheißung, die Paulus so ausdrückt: „Alles vermag ich durch ihn, der mir Kraft gibt“ (Phil 4,13). Die Verbindung mit dem Herrn, Tag für Tag erneuert, durchgehalten auch in Zeiten der Schwäche und der Trostlosigkeit, gibt unserem Glauben Echtheit, nimmt von ihm den Ideologieverdacht und bewirkt wie von selbst, daß wir im Vollzug unserer seelsorgerlichen Aufgaben glaubwürdig bleiben. Die Menschen haben ein feines Gespür für diese Dinge und merken sehr schnell, ob sie mit hohlen Worten abgespeist werden

oder ob hinter Worten authentisches Leben steht – in unserem Fall ein Kontakt zu der Wirklichkeit, in deren Namen und Autorität wir den Menschen begegnen.

## 2. *Gelassener Dienst*

Authentischer Dienst in der Sendung Christi wird immer auch die Bereitschaft einschließen müssen, Vergeblichkeit auszuhalten. Ich rede hier sehr vorsichtig, weil ich weiß, wie schnell dieser Gedanke ideologisch mißbraucht werden kann. Dennoch muß dies gerade in heutiger Zeit unsere seelsorgliche Arbeit kennzeichnen: Gelassen auch dort auszuharren, wo es wenig Erfolge einzusammeln gibt.

Ein Beispiel soll illustrieren, was ich meine. Ich spüre heute bei manchen Seelsorgern, Priestern wie Laien, daß sie aus dem bloß seelsorglichen Tun heimlich oder offen herausdrängen. Es ist, als ob sie sich schämen, „nur“ Seelsorger zu sein. Das zeigt sich etwa in dem Bemühen, irgendeine Spezialausbildung zu machen, um so gleichsam größere Akzeptanz bei den Menschen zu erreichen. Steckt in solchem Drängen nach „Spezialistentum“ in der Pastoral nicht auch ein mangelndes Vertrauen in die eigentliche Kraft der Seelsorge, nämlich den Menschen „im Namen des Herrn“ gegenüberzutreten?

Nicht die gesellschaftliche Akzeptanz unserer Arbeit macht uns bedeutsam, noch die Raffinesse der angewendeten Methoden. Es ist auch nicht so wichtig, ob ich als Seelsorger mit etwas sehr Gewichtigem (etwa einer Sakramentenspendung) oder nur mit einer Routineaufgabe (etwa der Teilnahme an einer Pflichtkonferenz) beschäftigt bin. Natürlich sollen wir methodisch reflektiert arbeiten. Wir sollen auch klug überlegen, wo wir mit unserem Bemühen ansetzen. Aber wir sollen unseren Einsatz und unser Durchhalten nicht allein vom Erfolg abhängig machen. Unser Seelsorgedienst ist wie ein Aussäen ohne das Anrecht, sofort und gleich ernten zu können. In Geduld das uns Aufgetragene, das uns hier und jetzt Mögliche tun – und im übrigen vertrauen, daß Gott den Samen wachsen läßt, wie es der Herr im Gleichnis so eindrucklich im Blick auf das Gottesreich gesagt hat (vgl. Mk 4,26–29).

Konkret hieße das: Unser Dienst muß mit größerer Gelassenheit ausgestattet sein. Aufgeregtheit, Schuldzuweisungen, bitter werdender Streit um Richtungen oder Methoden in der Pastoral sind für mich Signale des Unglaubens. Nur der Faulheit ist kein Segen versprochen, auch Dummheit ist für Pastoren kein Erfolgsrezept. Und doch dürfen und sollen wir durchaus manchmal „Toren“ sein – freilich um Christi willen (vgl. 2 Kor 11,16 ff.) Ich könnte mir denken, daß dann die Welt mehr aufhorcht, als wenn wir gar zu weltgewandt und kundenorientiert die Seelsorge als eine Art pastoraler Ingenieurkunst betreiben.

### *3. Gemeinsamer Dienst*

Kooperative Pastoral: Wie immer in Zukunft die konkreten Modelle in unseren Bistümern aussehen werden, sie benötigen Seelsorger, die von bestimmten Grundeinstellungen getragen sind. Ich fasse mein Anliegen in die These: Nicht so sehr der einzelne Amtsträger „repräsentiert“ Christus in der Mitte der Kirche, als vielmehr die Gemeinschaft derer, die in seiner Sendung stehen und in seinem Auftrag „amtlich“ handeln und reden.

Das bedeutet: Die unterschiedlichen Beauftragungen zu amtlicher Seelsorge in den Gemeinden schließen sich nicht konkurrierend aus, sondern ergänzen einander. Die Vielzahl der amtlichen Dienste, wie sie uns das Neue Testament bezeugt, mögen vielleicht einen Dogmatiker zur Verzweiflung bringen, sind aber doch Ausdruck des Reichtums der Gnade Gottes, die vielfgestaltig zu wirken vermag – auch in den Ämtern. Und es ist übrigens noch lange nicht ausgemacht, daß die Kirche am Ende der Ausfaltung ihrer Ämterstruktur angelangt ist! Doch wollen wir hier nicht spekulieren, sondern uns nur sagen: in der Seelsorge sind pastorale „Platzhirsche“ Verhinderer der Gnade, nicht deren Diener. Damit meine ich jene, die sich zu Amtsmonopolisten aufspielen und keinen anderen „amtlich“ neben, über oder unter sich Wirkenden so recht anerkennen können. Es ist z.B. ein Segen, daß es unter uns wieder den Ständigen Diakonat gibt. Es ist ein Segen, daß es Frauen und Männer gibt, die mit theologischem Sachverstand und pädagogischer Zurüstung ihren Mitchristen „Glaubensbegleiter“ werden können. Und es ist gut, daß es neben Weltpriestern auch Ordensleute in der Pastoral gibt, die mit besonderem Charisma den amtlichen Seelsorgedienst einer Ortskirche bereichern. Das Amt ist nicht monoton, sondern polyphon von Gott gedacht.

Die Zukunft braucht Seelsorger, denen die Gemeinsamkeit ihres Dienstes wichtig wird. Wenn wir den Mitchristen solche Gemeinsamkeit als Glaubensprofil nahebringen wollen, muß dies unter uns anfangen zu leuchten. Das zerstrittene, untereinander rivalisierende Pfarrteam kann noch so eifrig sein, es verfehlt im Ansatz, worum sich die einzelnen vielleicht sehr engagiert mühen. Unbegleitete Glaubensbegleiter sind in sich ein Widerspruch. Seelsorger dürfen sich nicht voneinander isolieren und zu Einzelkämpfern werden. Dem entgegenzuwirken bemühe ich mich als Bischof, so weit ich es vermag.

Christ-Sein, Kirche-Sein, Seelsorger-Sein – alles hängt miteinander untrennbar zusammen. Eine genaue Handlungsanweisung für kooperative Pastoral konnte und wollte ich nicht liefern. Aber zu helfen, gelassen und mit Vertrauen auch in einer schwierigen Phase der Kirchengeschichte beim Werk der Seelsorge zu bleiben und dies vor allem als gemeinsames Werk anzusehen, das ist mir ein wichtiges Anliegen.